

MAXI-Leseprobe

Christina Geiselhart

Steinway Story

Historischer Roman



Inhalt

Paris 2019	8
I. Teil	
1804 – 1849: Aus der Alten Welt	11
II. Teil	
1850 – 1871: Aus der Neuen Welt	227
Paris 2019	369
<i>Über die Autorin</i>	373

I. Teil

1804 – 1849

Aus der Alten Welt

1. Kapitel

Wolfshagen 1804

»Verfluchter Meiler. Verfluchtes Ding, du da!« Seine Faust schnellte in die Luft. »Verfluchte Nächte! Endlos! Ewig! Schwarz! Verfluchte Arbeit, die uns die Haut vom Leib frisst! Geh zum Teufel!«

Heinrich Zacharias spuckte aus. Der unruhige Wind trieb ihm den Speichel ins Gesicht zurück, vermischt mit Nieselregen. Die Nacht war frisch aber nicht kalt. Hin und wieder zuckte Licht am schwarzen Himmel auf. Es roch nach Unwetter.

»Vater, du sollst nicht fluchen, hat die Mutter gesagt.«

Christoph, zwölf Jahre alt, kam sich sehr erwachsen vor.

»Halt dein dummes Maul und tu deine Arbeit!« Der Alte zeigte nach vorn, und seine roten, vom Schlafbrechen wunden Augen blickten zornig. »Da, Du Rotznase. Zwei Wochen schon steht der aufgerichtete Meiler in Glut. In diesen zwei Wochen haben deine Brüder und ich das brennende Ungeheuer nicht aus den Augen gelassen. So geht es seit Jahren, Monate im Wald, in der Kälte, im Dunkeln! Monatelanges Stieren auf die Meiler. Denn wehe. Ja wehe, wir schlafen ein. Dann gnade uns Gott. Dann war alles umsonst. Nichts zählt in diesen gottverdammten Nächten mehr als Wachsamkeit.«

Christoph ließ sich vom wilden Blick und der barschen Stimme des Vaters nicht einschüchtern.

»Das weiß ich, Vater. Trotzdem sollst du nicht fluchen.«

»Ich fluche, wann ich will!« Heinrich Zacharias hob die Hand, als wollte er den Jungen ohrfeigen. Christoph duckte

sich hinter seinen jüngeren Bruder Heinrich Engelhard. »Und heute Abend will ich fluchen. Irgendwann läuft das Fass über!«

Heinrich Zacharias ließ den erhobenen Arm sinken und presste beide Hände gegen seinen Schädel, als fürchtete er, sein Kopf könnte explodieren. Die dunklen Ringe unter seinen Augen waren selbst im rußgeschwärtzten Gesicht deutlich sichtbar. Er sah aus wie ein verbrauchter alter Mann. Ein verbitterter Mann, den die rauen, eintönigen und einsamen Nächte zermürbt hatten.

»Es ist, als ob es keinen Tag und keine Sonne für mich gäbe.«

Seine Söhne und die anderen Köhler versuchten, ihn aufzumuntern. Besonders Christoph.

»Ach was, Vater. Hör auf zu jammern. Unsere Arbeit ist viel wert. Sie ist so viel wert wie Holzkohle.«

»Prosaisches Geschwätz«, brummte der Alte und äugte aus schmalen Augenschlitzen.

»Ja, und das Geld, das wir mit der Holzkohle verdienen, sorgt für unser Auskommen, für Brot und ein Dach!«, riefen die Brüder Nathanael, Zacharias, Gottfried im Chor.

Im Grunde käteten sie wieder, was ihnen der Vater täglich einbläute. Ihre Stimmen wurden vom vorwurfsvollen Geschrei eines Nachbarköhlers zerhackt.

»Hey, lamentiert nicht, sondern arbeitet. Der dicke weiße Rauch steigt auf!«

»Ja, er juckt und beißt in den Augen«, wimmerte Heinrich Engelhard, der sich wie üblich in den Hintergrund verzogen hatte. Der Siebenjährige presste sich die Hände auf die Ohren und verfolgte aus ängstlichen Augen das wuselige Treiben um ihn herum. Instinktiv kroch er in den hintersten Winkel der Köte.

»Das ist der Holzessig, der beim Verkohlen aus dem Holz gefiltert wird. Der Rauch ist von ihm durchsetzt, darum juckt es«, erklärte der Vater zum wiederholten Mal.

Sonderbar, dass er das Bedürfnis nicht unterdrücken konnte, den Kindern immer wieder zu erklären, wie Holz allmählich zu

Holzkohle wurde. Es war als ob er damit dieses stumpfsinnige Sitzen, Starren und Warten, währenddessen kostbare Zeit seines Lebens zerrann, rechtfertigen wollte. Ja, er war doch zu etwas nütze. Sein Ärger hatte sich gelegt. Was hatte es für einen Sinn, hier im düsteren Wald seiner Wut freien Lauf zu lassen? Dabei kam er keinen Schritt weiter und sein Verdruss über dieses armselige Leben, für das er sich fast zu Tode schindete, wurde nicht gemildert. »Reiß dich zusammen, Alter«, sagte er sich. »Du hast Kinder in die Welt gesetzt und jetzt musst du ihnen beistehen, in dieser Welt zurechtzukommen.«

»Seht ihr nicht, wie sich der Rauch bläulich verfärbt? Macht euch bereit, die Rauchlöcher der ersten Schicht zu stopfen!«

Ächzend stand der Alte auf und verließ die Köte in geduckter Haltung. Nathanael und Zacharias, seine beiden ältesten Söhne, und zwei Köhler, die gemeinsam mit ihm Wache hielten, begleiteten ihn. Christoph trottete hinterher. Keiner achtete mehr auf den Jüngeren, auf Heinrich Engelhard, der auf allen vieren hinausrobbte, sich wie ein Schatten entfernte und in der dunklen Nacht untertauchte.

Während die Männer am Meiler tätig waren, näherte sich das Donnergrollen. Heinrich Zacharias gefiel das nicht.

»Herrgott-Sakrament muss das auch noch sein«, brummte er übellaunig und schoss einen bösen Blick in den Himmel. Gleichzeitig behielt er den Meiler im Auge. »Verschließt eilig mit Sand die Löcher und stecht neue in der unteren Schicht!«, schrie er aufgeregt, dann wandte er sich plötzlich um. »Wo zum Teufel steckt eigentlich Heinerchen?«

Gekrümmt, aber überraschend flink eilte er in die Köte zurück, griff nach der Öllampe, stürmte wieder heraus und beleuchtete die seitlich abgehenden Pfade. In dem Augenblick zuckte ein greller Blitz über den Himmel. Er tauchte den Weg, an dessen Ende unter einer flachen Überdachung Holz gestapelt war, in Tageshelle. Schimpfend und fluchend stapfte Heinrich Zacharias auf den Stapel zu.

»Wo in Gottes Namen steckst du, Bursche?«

Er hielt die Lampe höher, da blitzte es erneut, stehender, furchterregender. Im grellen Schein flammte kurz die Gestalt von Heinrich Engelhard auf. Dicht an den Stapel geschmiegt saß der Junge da, den Kopf gegen das Holz gelehnt.

»Himmeldonnerwetter, wie oft habe ich dir gesagt, du sollst in unserer Nähe bleiben? Was treibst du eigentlich hier?« Furchtsame Augen fixierten den alten Köhler. »Antworte, sonst mach ich dir Beine.«

Heinrich Engelhard sagte leise: »Das Holz, Vater. Ich möchte es riechen, bevor es verkohlt. Lass mich hier, Vater.«

»Den Teufel werde ich tun. Holz riechen. Pah. Dummes Geschwätz. So wird nie ein Köhler aus dir. Und überhaupt bist du hier in Gefahr. Los, beweg dich. Weg hier. Das verfluchte Wetter.«

Ein gleißend greller Blitz ließ ihn erschrocken innehalten. Der darauffolgende Donner war ein Bersten und Krachen und es folgte ihm das entsetzte Geschrei der Köhler. Heinrich Zacharias drehte sich zu den Köhlern hin. Unweit des Meilers zitterte die Fichte und brach auseinander. Im Bruchteil einer Sekunde begriff der Alte, was passiert war. Er packte seinen Jüngsten an den Haaren und eilte wild schnaufend zum Meiler zurück.

»Meine Buben! Was ist mit ihnen? Alles in Ordnung?«, keuchte er. Die Haare seines Sohnes Heinrich Engelhard ließ er unwillkürlich los.

Als er näher kam, sah er einen Mann auf dem Boden liegen. Die Buben Steinweg schauten aus erschrockenen Augen auf den Reglosen. Heinrich Zacharias beruhigte sich.

»Er stand zu nah an der Wasserstelle«, brummte einer der Köhler.

Noch immer zuckten Blitze und krachte der Donner furchterregend. Doch die Gefahr verzog sich. Der älteste Köhler befahl, den Toten beiseitezuschaffen, ihn zu bedecken und weiter der Arbeit nachzugehen. Indessen packte Heinrich Zacharias seinen Sohn Heinrich Engelhard von Neuem und zerrte ihn bis zur Kôte, wo er ihm zwei kräftige Ohrfeigen verpasste.

»Damit du es dir merkst und dich niemals mehr von der Köte entfernst.«

Nachdem der Himmel sich ebenfalls beruhigt hatte, setzten sich die Köhler auf Baumstämme und Holzstapel. Die Arbeit war getan, der Magen knurrte. Wenig später kam ein verwahrlostes Mädchen durch den Wald.

»Hanne bringt Fladen und gebratenen Speck«, riefen die Männer und freuten sich.

Das Mädchen stellte Holzschalen auf den grob gezimmerten Tisch vor der Köte und füllte saure Milch ein. Hungrig griffen die Köhler zu.

»So ein Leben ist das«, brummte Heinrich Zacharias. »Holz schlagen, Holz trocknen, Holz transportieren. Dann warten, starren, sitzen, frieren, Holzkohle schippen. Und das jeden Tag, bis ich ins Grab sinke. Mehr nicht. Verflucht!«

»Hör auf zu fluchen, Vater.«

2. Kapitel

Sommer 1805

Es war früh am Morgen, als Rosine Steinweg gemeinsam mit ihrem stillen Sohn Heinrich Engelhard zum Wochenmarkt ging. Noch fühlte sie sich etwas wackelig auf den Beinen. Die Geburt des Jüngsten vor einer Woche hatte sie geschwächt, aber schlapp machen durfte sie nicht. Um der Müdigkeit zu Leibe zu rücken fing sie entschlossen an zu singen:

*›An einem Fluss, der rauschend schoss,
Ein armes Mädchen saß.
Aus ihren blauen Äuglein floss,
Manch Tränchen in das Gras!
Sie wand aus Blumen einen Strauß
Und warf ihn in den Strom!‹*

Dabei schwenkte sie vergnügt den Korb an ihrem linken Arm. *›Ein reicher Herr gegangen kam ... ‹* Sie unterbrach sich kurz und rief: »Aber Heinerchen, jetzt mach nicht so ein Gesicht. Schau in den Himmel und nicht so stur auf die Erde. Die Sonne scheint und wärmt uns. Sing mit mir.«

Klein-Heinrich schüttelte den Kopf.

»Dein Lied ist ja gar nicht lustig«, maulte er.

»Nun, singen wir ein anderes. *›Der Mond ist aufgegangen ... ‹«*

»Das ist ein Schlaflied und auch nicht lustig«, unterbrach Heinerchen die singende Mutter.

»Nun hab ich aber genug. Du bist ein richtiger Maulesel. Sei doch ein wenig dankbar und freue dich, dass du gesund bist und so hübsch singen kannst, wenn du es nur willst.«

Missmutig sah Heinrich zur Mutter auf und seufzte.

»Warum soll ich singen, wenn Vater nun den Nathanael mit in den Wald nimmt und nicht mehr mich.«

Erstaunt blieb die Mutter stehen. Mit gerunzelter Stirn musterte sie ihren Sohn. »Ich dachte, du seist froh darüber?«

»Aber nein, Mutter. Nun kann ich das Holz nicht mehr riechen.«

Erheitert warf Rosine den Kopf in den Nacken und lachte.

»Dummes Kind. So ein Unsinn.« Sie klopfte ihm tröstend auf den Rücken. »Ist es da nicht besser, du hilfst mir, Gemüse und Speck zu kaufen? Gemüse riecht sehr gut und Speck ist Vaters Leibgericht.« Sie leckte sich die Lippen und grinste.

»Aber es ist Weiberarbeit.«

»Köhlerarbeit magst du nicht und für Weiberarbeit bist du dir zu schade? Heinerchen, Heinerchen.« Sie drohte mit dem Zeigefinger. »Ich muss dich rügen. Du bist ein unzufriedenes kleines Bürschchen. Das kann ich nicht dulden.«

Heinrich senkte den Blick. Brav ging er neben der Mutter her, während diese auf dem restlichen Weg zum Dorf unermüdlich weitersang. Auf dem großen kopfsteingepflasterten Platz am Rathaus herrschte ein buntes Gewimmel von Karren, Pferden, Menschen, Händlern. Rosine drängte voran.

»Jetzt spür ich wieder die wackeligen Beine. Lass uns schnell alles erledigen und zurück nach Hause gehen.«

Erst wollte sie zum Apotheker, der ein Rezept für den kränkelnden Säugling Christian mischen sollte. In der Zwischenzeit würde sie die Gemüsestände abklappern, wobei sie Klein-Heinrichs Hilfe nötig hatte. Besonders jetzt, da sie fürchtete, schlapp zu machen. Doch Heinrich Engelhard blieb plötzlich fasziniert vor einem Mann stehen, der auf einem Hocker saß und mit einem Ring auf einem sonderbaren Instrument Töne erzeugte.

»Das ist eine Zither«, erklärte Rosine schwer atmend.

»Eine Zither? Was für ein lustiger Name für ein Stück Holz mit gespannten Fäden, an denen man zupft.«

Interessiert näherte sich Heinrich dem Musikanten.

»Komm, lass uns nicht säumen. Ich muss eilends zur Apotheke.«

Vergeblich zog sie den sich sträubenden Jungen weiter. Schließlich ließ sie seine Hand los.

»Nun gut, du bockiges Kerlchen. Dann bleib eben hier, bis ich Kraut und Milch und die Medizin gekauft habe. Alles muss man alleine machen.«

Ungern ließ sie ihn zurück, aber nun, da er darüber traurig war, statt Holz riechen zu können, Kraut und Milch einkaufen zu müssen, wollte sie ihm das bisschen Freude an der Zither nicht verderben. Was konnte ihr schon passieren? Schlimmstenfalls fiel sie um. Na, dann würde schon einer kommen und sie wieder auf die Beine stellen. Sie zog ihr Kopftuch fester und entfernte sich wankend.

Mittlerweile stand Klein-Heinrich vor dem Musikanten.

»Grüß dich Gott, Bursche. Soll ich dir etwas über die Zither erzählen?«, fragte dieser.

Der Junge nickte verlegen.

»Die Zither ist ein uraltes Instrument. Älter noch als die Viola. Und sie wurde von Jubal gespielt, dem ältesten Flöten- und Zitherspieler, den die Welt kennt. Jubal ist ein Nachkomme von Kain. Du kennst doch den bösen Kain, der seinen Bruder Abel erschlagen hat, oder?«

Heinerchen sperrte Mund und Ohren auf. Er war so verblüfft, dass ihm statt einer Antwort eine Artigkeit herausrutschte.

»Oh, was der Herr Musikant alles weiß.«

»Ich bin ein Wandermusiker, Bursche, und durch viele Länder gekommen. Da sieht man viel und lernt den Hafer von der Spreu zu unterscheiden. Das zum Beispiel ... «, er berührte die Saiten, »sind keine Fäden, unwissender Gimpel. Das sind sehr straff gezogene Drähte. Man nennt sie Saiten und spannt sie, wie hier, über Fichtenholz, um Töne zu erzeugen. Willst mal zupfen?«

Darauf hatte Heinrich Engelhard nur gewartet. Der Musikant zeigte ihm, wie er das Instrument handhaben musste, und

streifte ihm den Zitherring über den rechten Daumen. Eifrig versuchte Heinrich, dem Instrument Töne zu entlocken. Doch der Ring saß locker an seinem kleinen Daumen und rutschte herunter.

»Das macht nichts. Du stellst dich geschickt an. Brauchst nur den passenden Ring. Willst du meine Zither kaufen?«

Plötzlich erschrocken, schüttelte Heinrich Engelhard heftig den Kopf. Er habe kein Geld. Überhaupt habe niemand in der Familie Geld für so etwas.

»Tja dann ... dann hast du eben Pech gehabt. Ha, ha, ha!«

Nachdenklich entfernte sich Heinerchen. Hinter einem Stand mit Tüchern und Häuten blieb er stehen, duckte sich ein wenig und beobachtete den Zitherspieler. Dann plötzlich fiel ihm seine Mutter ein. Wo war sie nur? Und würde sie nicht schrecklich böse auf ihn sein? Er hatte nicht auf sie gehört. War störrisch gewesen wie neulich im Wald. Wenn beide Eltern auf ihn wütend waren, konnte das ungemütlich werden. Sie ließen ihm dann keine Ruhe mehr und mäkelten immerzu an ihm herum.

Es dauerte nicht lange, da sah er seine Mutter sich einen Weg durch das Gewühl bahnen. Sie sah blass und sehr müde aus. Unter ihren Augen, die funkelten wie die eines Raben, zeichneten sich tiefe dunkle Ringe ab und ihr Gesicht glänzte vom Schweiß. Oh ja, sie würde gleich einen Schwall Schimpfwörter auf ihn loslassen. Aber ihr Gekeife machte Heinrich Engelhard keine Angst. Solange sie noch kräftig genug zetern konnte, war sie gesund. Mehr als das und mehr als Prügel und Hosenspanner fürchtete er die schallenden Ohrfeigen. Die Mutter konnte manchmal tüchtig zuschlagen und unwillkürlich schützte er seine Wangen mit beiden Händen.

»Lass das, Heinerchen. Dich hat die Zither mehr interessiert als Gemüse und Eier und dafür will ich dich nicht strafen. Hilf mir lieber«, rief sie und hielt ihm den gefüllten Korb und einen prallen Leinensack entgegen.

»Da sind Kartoffeln drin, denn die unsrigen im Garten sind bitter und schmecken nach Erde.«

Sie schwankte ein wenig, so dass Heinrich sie stützen musste.

»Setz dich hin, Mutter. Ruh dich kurz aus.«

Der Junge wies auf ein niedriges Fass hinter dem Stand mit den Häuten und Ziegenfellen.

»Nichts da. Zum Faulenzen reicht die Zeit nicht. Los geht's.«

Sie traten den Rückweg an. Diesmal war Rosine nicht nach Singen zumute.

»Dein Vater wird murren, weil wir zum Sonntag kein Fleisch haben. Dafür werde ich diesmal keine Henne schlachten. Wir haben nur noch vier und die müssen wir uns für schlimmere Zeiten aufsparen.«

Mit letzter Kraft schritt sie aus. Besorgt sah Heinrich, wie sie sich abmühte. Sie schnaufte, blieb stehen, seufzte, gab sich einen Ruck und ging schwerfällig weiter.

»Herrgott, Heinerchen. Mach nicht immer dieses düstere Gesicht. Wir tragen niemand zu Grabe. Wir tragen gutes Essen nach Hause.«

Jetzt schmunzelte sie.

Ihr Lächeln, wenn es auch komisch aussah, munterte Heinerchen auf und er lächelte nun auch.

3. Kapitel

Zwei Jahre später – 1807

Im Ortskern von Wolfshagen herrschte große Unruhe. Alle hatten nur ein Thema: Der Kaiser Napoleon, einst erfolgreicher General und Erster Konsul der Französischen Republik, eroberte nun auch Deutschland.

»Er reißt sich alle Länder Europas unter den Nagel. Seine Schwester Elisa ernennt er zur Fürstin von Lucca, Caroline zur Großherzogin von Berg und seinen Bruder Joseph zum König von Neapel. Da er noch drei weitere Brüder und zwei Schwestern hat, schafft er neue Königreiche. Unter das neu errichtete Königreich Westfalen fällt das Herzogtum Braunschweig und damit auch Wolfshagen.«

Mit diesen Nachrichten kam Elisabeth vom Markt zurück. In einem abgetragenen, knopflosen Wollmantel, den sie mit einer Kordel zuband und der ihr das Aussehen eines Mönchs verlieh, war sie an diesem grauen Herbstmorgen in der Frühe los, um Milch, Brot und Schmalz zu holen. Alle Augen richteten sich nun auf sie, und die Neuigkeiten sprudelten wie aus einer Quelle unermüdlich weiter.

»Jesses Maria, nu mach mal halb lang. So viele Namen kann sich keiner merken«, brummte Mutter Rosine.

Doch Elisabeth meldete unverdrossen weiter: »Wir haben einen neuen König. Er heißt Jérôme, ist der Bruder des Kaisers.«

Sie stellte die Milchkanne neben dem Herd ab und rieb sich die kalten Hände.

»Ist das gut oder schlecht?«, wollte Gerda wissen. Sie war dabei, Holz in die Herdöffnung zu stopfen.

»Was weiß ich? Die jungen Leut' sagen, Napoleon macht es besser als die vielen Herzöge, Grafen und Fürsten, die uns ausaugen wie Zecken.«

»Und was sagen die Alten?«

»Sie fürchten sich. Nichts Gutes, unken sie. Krieg, Hunger, Angst. Und sie schimpfen und behaupten, Napoleon sauge uns noch schlimmer aus als alle Herzöge Deutschlands zusammen. Denn Napoleon soll ein Nimmersatt sein. Und schrecklich dazu. Er war für Venedig ein Attila. So hat es geheißten.«

»Oh, lieber allmächtiger Gott sei uns gnädig. Aber wer um aller Himmels Willen ist denn nun Attila?«, murrte erneut die Mutter.

»Das war der Hunnenkönig, der vor mehr als tausend Jahren mit seinen Mannen wie ein Blitz durch die Steppen und Länder ritt und alles niedermähte.«

»Kind, jetzt hörst aber mit diesen liederlichen Malefizkerlen auf. Die haben nichts anderes im Sinn als zu zündeln und zu schänden und haben an unserem Tisch nichts zu suchen. Fort damit!«

Verächtlich spuckte Rosine auf den Boden und verließ den Raum. Elisabeth hielt schlagartig den Mund. Sie trug noch immer den Leinensack mit dem Brot und dem Topf Schmalz um die Schulter. Gerda hatte derweil das Feuer im Herd entzündet und geschürt. Nun nahm sie Elisabeth den Sack ab, holte den dicken Laib Brot heraus und schnitt ihn in grobe Scheiben.

Leicht verärgert verließ die ältere Schwester ebenfalls das Zimmer. Dabei streifte sie versehentlich Hanne, die verschlafen und unachtsam hereinschlurfte. Elisabeth zuckte zusammen.

»Kannste nicht aufpassen, du Trampel?«

Sie konnte das Findelkind auf den Tod nicht ausstehen. Diese Kreatur aus dem Wald sei die Frucht von Beelzebub und Morgenstern, behauptete sie völlig überzeugt, aber erntete dafür nur das Gelächter der Geschwister. Wie jeden Morgen goss Hanne, die von Elisabeth gebrachte Milch aus der Kanne

II. Teil

1850 – 1871

Aus der Neuen Welt

1. Kapitel

Ankunft in New York

Das Schiff stampfte den Hudson hinauf, an Holz- und Klinkerbauten vorbei und legte an einem langgestreckten Holzpier an, der in der Morgensonne speckig glänzte. Julianne sah über Heinrichs Schulter hinunter zum Hafen und bekam eine Gänsehaut. Einerseits war sie erleichtert darüber, bald festen Boden unter den Füßen zu haben, andererseits wurde ihr fast schlecht vom Gewusel vor ihren Augen. Menschen, unzählige Hüte, Fuhrwerke, Pferde, dann eine Musikkapelle, Matrosen mit Sprechrohren, aus denen sie den Ankommenden Anweisungen zuschrien.

Schon seit Tagen herrschte auf dem Schiff eine Unruhe, die ihr fast den Verstand raubte. Je mehr sie sich New York näherten, umso aufgescheuchter verhielten sich die Passagiere. Jetzt bei der Ankunft wurde es noch schlimmer. Julianne taumelte leicht, als sie in Heinrichs Schatten inmitten von schiebenden, stinkenden und völlig durchgedrehten Personen den Landungssteg hinunter wankte. In der einen Hand trug sie ihr Handgepäck, an dessen Henkel sich Albert festhielt, die andere Hand hielt die Jüngste.

Wie abgemacht klammerten sich die Kleineren an die vier Größeren – Doretta, Heinrich jr., Anna und Wilhelm –, um sich im Gewimmel ja nicht zu verlieren. Das hatte ihnen Julianne eingeschärft, und Heinrich hatte dazu seine strenge Miene aufgesetzt.

»Wir halten zusammen und wir bleiben zusammen, habt ihr verstanden?«, rief er auch jetzt, während sie unter dem Schie-

ben und Schubsen der Ungeduldigen amerikanischen Boden zu erreichen versuchten. Zufrieden stellte er beim Blick über die Schulter fest, dass die Kinderschar im Gänsemarsch hinter ihm her trottete, soweit dies im Gedränge möglich war. Julianne hatte geschwollene Füße vom Getrappel der Rücksichtslosen und nur den einen Wunsch, ihre Stiefeletten auszuziehen, sich auf einem normalen Bett auszustrecken und in einem gut durchlüfteten Raum zu schlafen.

Als ihr Blick müde über den Hafen streifte, verlor sie jegliche Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches. Sämtliche Fuhrwerke waren mit Koffern und Menschen beladen. Ständig drängte sich neue Kundschaft um die eintreffenden leeren Gefährte und nirgends konnte sie Karl entdecken.

»Wenn nicht bald etwas geschieht, springe ich ins Wasser!«, kreischte sie.

»Nicht schlapp machen, Julianne. Wir gehen jetzt zur Gepäckausladestelle, um unsere Habseligkeiten entgegenzunehmen.«

Unglücklich taumelte sie weiter, die Augen starr auf Heinrichs Hut gerichtet. Obwohl es von Hüten nur so wimmelte, hätte sie den von Heinrich unter tausenden wiedererkannt.

»Oh, wenn das nur endlich, endlich ein Ende nähme.«

Tränen liefen über ihre Wangen. Mit letzter Kraft ruderte sie voran, mit letzter Kraft umklammerte sie die kleine Hermine. Verzweifelt schaute sie zu dem Kind hinunter, das tapfer und mit neugierigen Augen ans neue Land strebte.

›Trotz des schrecklichen Fiebers auf der Reise, das sie beinahe das Leben gekostet hätte, läuft sie auf strammen Beinen und voller Zuversicht neben mir her«, dachte Julianne und schluckte. ›Was bin ich nur für eine Memme.«

Sie waren an der Gepäckaushandlung angelangt. Und endlich hörte sie eine vertraute und ersehnte Stimme. Vor Erleichterung bekam sie weiche Knie. »Mutter! Vater! Und ihr Schwerenöter. Endlich!« Karl Steinweg umarmte seine Eltern und reihum alle Geschwister.

Seufzend stellte Vater Heinrich sein Handgepäck ab, lüftete den Hut, wischte sich den Schweiß von der Stirn und strich seine Koteletten glatt.

»Was für eine unerträgliche Hitze herrscht denn hier?«

Julianne fächelte sich Luft zu, gleichzeitig rang sie nach Luft.

»Karl, Karl! Das war ein Abenteuer, sag ich dir!«, rief Wilhelm begeistert. Er sah zerzaust aus und verschmutzt, als habe er in einem Erdloch genächtigt. Heinrich jr. stimmte aufgeregt zu, brachte aber aufgrund eines Hustenanfalls kaum ein Wort hervor.

»Abenteuer? Es war ein Albtraum!«

Erschöpft lehnte sich Julianne an ihren Mann. Mittlerweile hatten sich alle um Karl versammelt und starrten ihn wie ein Wunder an. Heinrich blinzelte in die Sonne.

»Kinder, das Licht ist anders als in Seesen.«

»Ich will ein Zimmer, ein Bad, frische Kleider«, verlangte Doretta. »Lasst uns endlich hier weg.« Unruhig sah sie sich um. »Aber wie? Alle Fuhrwerke sind beladen.«

Karl lachte. Er fasste seine Schwester unter, machte dem Vater Zeichen, ihm zu folgen. Nach einigen Metern bog er in eine Seitenstraße ein.

»Hier sind die Kutschen für die besseren Leut'. Vater, lass ausnahmsweise ein wenig Geld springen, damit unsere *Ladies* nicht zusammenbrechen.«

Widerwillig näherte sich Heinrich. Er hörte, wie Karl mit dem Kutscher eines großen Wagens verhandelte, worauf dieser augenblicklich sein Gefährt wendete und sich zum Pier durchquetschte.

»Himmeldonnerwetter! Ich hab das Geld nicht zum Rauschmeißen!«, wettete der Alte.

Die drei gingen dem Wagen voraus. Karl erzählte unterwegs, er habe eine kleine Wohnung in der Canal Street gefunden, wo sie erst einmal unterkommen könnten. Nicht weit von hier, beruhigte er seinen Vater, der knirschend nach den Dollars in seiner Jackentasche kramte. Mittlerweile hatten sie den Pier

erreicht, wo der Rest der Familie das Gepäck bewachte. Man lud auf und verteilte die Reisenden auf das Wageninnere und den Kutschbock.

»*Good morning, Mister.* Es ist nicht rausgeschmissen, wenn Sie eine anständige Kutsche nehmen. Sie werden es mir danken«, bemerkte plötzlich der Kutscher auf Deutsch. Ungläubig glotzte Heinrich zu ihm hinauf. Wieso kann der deutsch, stand auf seiner gerunzelten Stirn.

»Vater, nur mit der Ruhe. Hör zu: Jeder vierte Einwohner dieser Stadt ist Deutscher. Nur in Wien und Berlin gibt es mehr Deutsche.«

»Aber es sind keine Deutschen wie wir, Karl. Gesindel. Nur Gesindel. Der Hafen von Hamburg war voll davon, ganz zu schweigen vom Zwischendeck. Oh, du lieber Himmel und du blaue See, bin ich froh, heil angekommen zu sein.«

Julianne verdrehte die Augen. Energisch widersprach Karl, der mit den drei jüngsten Geschwistern, Doretta und den Eltern im Inneren der Kutsche Platz genommen hatte. Er zeigte aus dem Fenster der Kutsche, in dem sich ein belebtes, kunterbuntes New York abzeichnete.

»Du siehst Iren, Italiener, Engländer, Deutsche. Sie alle bringen aus den Ländern, aus denen sie kommen, etwas mit. Manche bringen nur einen schlechten Charakter mit, aber viele haben Kultur, Kunst, gute Rezepte und den Willen zum Erfolg im Gepäck. Aus Deutschland kommt Musik. Hab ich euch schon vom Germania Orchestra erzählt?«

»Wann denn?« Missmutig schüttelte Julianne den Kopf. »Wir sehen dich heute nach Monaten zum ersten Mal.«

Ihr war ganz schwindlig bei dem Gedanken, in diesem Gemisch von Menschen leben zu müssen. Wucherten da nicht entsetzliche Keime? Breiteten sich da nicht Seuchen aus?

»Hör auch du auf das, was ich jetzt erzähle, Vater: Dieses Orchester reist durch ganz Amerika und spielt Mozart, Beethoven, Bach. Musik, die Menschen in Nevada, Kalifornien, South Carolina noch nie gehört haben.«

»Und warum haben sie es nie gehört?«, fragte Julianne trotzig und antwortete sich sogleich selbst. »Weil es Gesindel ist.«

»Nicht alle, Mutter. Dorthin zieht es jene, die Gold oder Land suchen. Sie wollen dort sesshaft werden, Häuser bauen, Äcker bestellen, irgendwann eine große Landwirtschaft betreiben.«

Schlecht gelaunt hörte Julianne zu. Sie war ausgelaugt von der langen unbequemen Reise und sehnte sich nach einem sauberen Bett und frischer Luft.

Aber wo gab es frische Luft? Sie rumpelten den Broadway hoch, durch muffige enge Gassen, quetschten sich durch die Mulberry Street, vorbei an Gemüseläden, Schenken, Tavernen und bunten flatternden Markisen.

»Unglaublich geschäftig ist es hier!«, bemerkte Vater Heinrich mit leuchtenden Augen. »Hier muss ein Geschäft doch florieren, wenn man gut ist, oder?«

»Ganz bestimmt, Vater.«

Der Abend war noch jung. Staub glitzerte in der Luft, sandfarben blickte der Himmel auf die schmale Canal Street herab, in der die Kutsche hielt und alle ausstiegen.

Nachdem Julianne die knarrende Treppe ins oberste Stockwerk hochgetaumelt war, jammerte sie von Neuem. Verächtlich betrachtete sie das zerschlissene Sofa, die schmucklose Vitrine, den hässlichen Tisch mit den fürchterlichen Stühlen. An der Wand entlang zog sich ein Herd, eine steinerne Spüle mit vergilbter Arbeitsplatte, am Boden standen Behälter für Kohle und Wasser. Beim Anblick der Eimer stieß sie einen schrillen Schrei aus.

»Karl, lieber Himmel und blaue See. Wer soll denn die gefüllten Eimer tagtäglich heraufschaffen? Ich vielleicht? Eine Magd können wir uns nicht leisten.«

Sofort nahm ihr Karl den Wind aus den Segeln.

»Mutter, bitte, hör auf zu schimpfen. Diese Wohnung ist besser als die meisten in der ganzen Gegend hier. Ich habe mir

die Füße wund gelaufen, um eine zu finden, in der ein paar Möbel stehen.«

Julianne war nicht zufriedenzustellen. Die älteste Schwester hingegen eilte neugierig zum Fenster und sah mit vor Staunen geweiteten Augen hinaus. Die Kinder folgten ihr.

»Schaut euch das an. Von hier aus können wir über die gegenüberliegenden Häuser sehen und wenn ich mich auf einen Stuhl stelle, sehe ich bestimmt einige Zipfel der Felder im Süden. Und was hier alles los ist. Beladene Fuhrwerke, geschäftige Männer mit hellen Hüten.«

Unwillkürlich drehte sich Doretta zu ihrem Vater um.

»Vater, so einen Hut musst du kaufen.«

»Das sind ganz leichte Strohhüte, geflochten aus den Fasern von Palmen. Darunter schwitzt du gar nicht. Ideal für die Augsthitze New Yorks«, verkündete Karl wichtig.

»Oh, kauf dir einen, Heinrich. Dann kommt Luft an deinen erhitzten Kopf«, äffte Julianne belustigt.

»Kaufen, kaufen! Vorerst wird nichts gekauft, Julianne! Wir arbeiten und sparen, sonst werden Miete und Kost unsere Notgroschen verschlingen.«

»Arbeiten und sparen«, wiederholte Doretta und blickte ver-bissen aus dem Fenster. »Und ich habe so viele Geschäfte mit Stoffen, Handschuhen und diesen leichten Hüten gesehen. Wie schade«, seufzte sie.

»Schluss, Kuss, Julius!«, beendete Vater Heinrich das Thema und lächelte verschmitzt. Aber wenn sie schon so versessen aufs Einkaufen sei, dann solle sie gefälligst dazu beitragen, dass Geld hereinkomme, statt am Fenster Maulaffen feilzuhalten.

»Gleich heute gehen wir auf Arbeitssuche und nur bei den besten Klavierbauern.«

»Kann das nicht bis morgen warten, Heinrich?« Julianne wirkte sichtlich bestürzt.

»Nein«, entgegnete Heinrich sehr entschlossen. »Jede Stunde zählt. Wir sind nicht mehr die Jüngsten, aber haben noch viel vor.«

»Aber wir sollten uns erst einmal umziehen und uns wa...«.
Julianne verstummte inmitten des Wortes ›waschen‹, weil ihr Blick wieder auf die Eimer fiel und sie entsetzt an die unzähligen Stufen nach unten dachte.

»Halt, Vater!«, rief Karl und stellte sich seinem Vater in den Weg, der auf die Treppe zu eilte. »Gehen wir es Schritt für Schritt an. Notieren wir uns die Adressen aller namhaften Klavierbauer und überlegen wir uns gut, was wir sagen.«

»Ich weiß, wie ich mich verkaufen kann. Das brauchst du mich nicht zu lehren, du Grünling.«

Heinrich war wütend, dennoch warf er seinen Hut an den Haken an der Tür, schlüpfte aus der Jacke und zog die Schuhe aus.

Drei Tage später – man hatte inzwischen für Lebensmittel und Wasser gesorgt – zogen sie herausgeputzt zu viert los. Leseratte Heinrich jr. hatte herausgefunden, dass es in New York über fünfzig Klavierwerkstätten gab, Karl sortierte sie nach Qualität und Heinrich sen. überprüfte, ob der gute Karl sich bei der Auslese auch nach den wesentlichen Kriterien gerichtet hatte. So ganz traute er dem Jungen nicht, hatte der doch einige Jahre seines Lebens mit Politik verschwendet, statt Klaviere zu studieren. Der fünfzehnjährige Wilhelm schwamm im Kielwasser der Älteren. Zwar verstand er noch nicht so viel vom Klavierbau wie sein Bruder Heinrich, aber er liebte Klaviere und er liebte Musik.

Vater Steinweg war dann überrascht, dass seine Familie bei den Bewerbungen so rasch fündig wurde. Bei WILLIAM NUNNS & COMPANY wuchtete Karl schon seit seiner Ankunft Klaviere hin und her, und es war ein Leichtes, seinen Bruder Wilhelm einzuschleusen. Heinrich jr. fing mit Begeisterung beim Engländer James Pirsson an, der im Philharmonie Orchestra Kontrabass spielte und daran experimentierte, Eisen statt Holz für den Rahmen zu verwenden. Aus dem Grund nahm es der junge

Heinrich auch gelassen hin, für Pirsson Tastaturen herzustellen. Er saß mitten drin in einem Entdeckernest. Hier wurde nach dem geforscht, was ihn selbst schon seit Jahren faszinierte: der gusseiserne Rahmen.

Vater Steinweg tat sich anfangs schwer bei der Arbeitssuche, weil er kein Wort Englisch sprach. Doch dann traf er auf den deutschen Instrumentenmacher LEUCHTE, der ihn mit offenen Armen empfing und sogleich zur Fertigung von Resonanzböden einstellte.

Nun waren fast alle zufrieden. Die Männer verdienten, wenn auch kümmerlich, man hatte sich eingerichtet, Besteck, Gläser, Teller und etwas Kochgeschirr von der billigsten Sorte gekauft, Landsleute kennengelernt und die Umgebung erkundet. Von der hielt Julianne überhaupt nichts. Es verging kein Tag, an dem sie nicht über die verdreckten Straßen und die vielen Schweine schalt, die auf der Suche nach Nahrung durch die Gassen grunzten.

»Es ist ekelhaft und überdies strömen in den Morgenstunden Horden von Ratten zurück in ihre Löcher. Ich geh nicht mehr so früh aus dem Haus.«

»Halt die Luft an, Mutter.« Karl stellte sich vorwurfsvoll vor Julianne. »Albert und die Kleinen helfen beim Putzen der Räume, der Treppe und des Klosetts im Erdgeschoss. Bei uns werden sich keine Ratten heimisch fühlen. Den Inhalt der Nachttöpfe schleuderst du in aller Früh aus dem Fenster. Und ich schlepp mit Anna täglich Wasser die Treppe hoch. Warum bist du so unzufrieden?«

»Weil das alles nichts nützt, solange es in der Stadt an Hygiene mangelt. New York ist doch ein einziges Dreckloch, wenn man von den schönen Straßen absieht, in denen die Vanderbilts und Astors wohnen. Vielleicht ist ja das Wasser, das du holst, verseucht und wir gehen alle zugrunde.«

»Ach, was!«, rief Karl verärgert aus. »Das Croton-Wassersystem pumpt Frischwasser von den Catskills in die Stadt. Und das funktioniert!«

Julianne verstummte, aber ihre Miene wirkte verbittert und vergrämt. Dabei war sie erst zweiundvierzig Jahre alt. Sie saßen beisammen am Tisch. Es gab, wie so oft in den letzten Tagen, Eintopf und Brot. Mehr als ein Monat war vergangen. Die Augusthitze hatte nachgelassen, die Temperaturen wurden erträglicher, dennoch gab es für Julianne immer einen Grund zu mäkeln.

Heinrich zog die Augenbrauen zusammen.

»Weib, was ficht dich an? Ich erkenne dich kaum wieder. Mittlerweile stellst du jeden Kesselflicker mit deinen Flüchen in den Schatten. Reiß dich zusammen! Ich brauch ein ganzes Weib.«

Er streckte seine Hand über den Tisch und sogleich schob ihm Julianne die ihre entgegen. Ihr zustimmendes Lächeln besänftigte Vater Heinrich und er wechselte das Thema.

»Wem von euch Klugscheißern kann ich einen frohen Brief an meinen Freund Karl diktieren?«

»Mir, lieber Mann! Ich werde auch einen Brief an Mutter aufsetzen. Und ich verspreche dir, er wird zuversichtlich sein. Aber ein Klugschleißer bin ich nicht.«

»Na ja«, meinte Heinrich Engelhard verschmitzt.

In den folgenden Monaten verwandelten sich Karl, Heinrich jr. und Wilhelm in Charles, Henry jr. und William. Zusammen verdienten sie 13 Dollar die Woche, ihr Vater verdiente 6 Dollar. Mit 19 Dollar kam die Familie nicht weit, da Miete und Lebensunterhalt 16 Dollar fraßen. Deshalb verdingte sich Albert als Botengänger, der stets die Ohren aufhielt, Anna transportierte die vom Chinesen blanchierte Weißwäsche im Handkarren zu den Kunden und bekam manchmal nasse Augen beim Anblick der schönen Wohnungen und Häuser.

Den kümmerlichen Lohn warfen sie in einen dafür vorgesehenen Keramiktopf, in dem Heinrich das Ersparte sammelte. Im kalten Februar 1851 quoll der Spartopf über, und es gab zum

ersten Mal gutes Fleisch zu Kartoffelpüree und Gemüse. Julianes Mundwinkel hingen nicht mehr so tief wie im Vorjahr, auch ihr Blick war zuversichtlich nach vorn gerichtet. Hingegen schimpfte nun Doretta.

»Warum ist der Winter so verdammt kalt in New York? Ich trage alle Kleider, die ich habe, auf dem Leib und friere doch.«

Doretta hatte ihr dunkles Haar unter eine Wollmütze gestopft und die Füße in mehrere Lagen alter Socken gepackt.

»New York ist im Sommer siedend heiß und im Winter arschkalt. So ist das nun mal. Diese Wohnung ist zugig und Kohle ist teuer. Stimmt's, Vater?«

Heinrich winkte ab. Er schloss die Augen und dachte an alte Zeiten. An gute und schlechte, an seinen guten Vater, seine Mutter.

Dann fiel ihm Karl Brands Brief ein, der vor einigen Tagen eingetroffen war. Es ginge ihm gut, hatte er geschrieben. Mit zwei Buben als Orgelbauer und einem Mädchen, das sich den Sohn eines wohlhabenden Goslarer Tuchfabrikanten geangelt hatte, könne er nicht klagen. Wenn er das kaputte Kreuz und die Schmerzen in der Brust nicht hätte, wäre er ein zufriedener alter Mann von fünfundfünfzig Jahren.

Heinrich hatte ihm über Julianne umgehend geantwortet, er solle sich pflegen, denn mit fünfundfünfzig Jahren sei ein Mann kein altes Eisen. Das Leben läge noch vor ihm. Und voller Stolz berichtete er, dass er mit fünfundfünfzig Jahren vorhabe, ein Unternehmen zu gründen. Gern wäre er noch ein wenig in die Vergangenheit abgeschweift, aber das Kindergeplapper holte ihn in die Gegenwart.

»Wie du siehst, Doretta, will der Vater kein Geld für mehr Kohle herausrücken, da können wir Frostbeulen bekommen oder zu Eisklumpen erstarren.«

»Halt den Mund, Karl!«, wies ihn Julianne zurecht. »Euer Vater arbeitet in fremden Werkstätten und grübelt nebenbei am Erwerb einer eigenen. Gute Ideen reichen nicht, man braucht auch Geld. Viel Geld.«

»Der Vater könnte doppelt so viel verdienen, würde er endlich Englisch lernen.«

»Das lernt er nimmermehr. So wenig wie ein Pferd.«

»Ja, liebe Mutter! Deshalb verdient jeder Barbier mehr und ein Zigarettenmacher gleich dreimal so viel wie unser Vater!«

»Lasst den Vater in Ruhe. Er leistet genug. Soll er sich auch noch mit einer fremden Sprache rumschlagen?«, ereiferte sich nun Doretta und bereute, wegen ihrer kalten Füße und der laufenden Nase lamentiert zu haben.

»Karl hat recht«, meldete sich nun der Vater. »In unseren Taschen klingelt es nicht genug. Leuchte ist ein guter Mann, und ich arbeite gern bei ihm, aber er zahlt miserabel. Deshalb werde ich noch in diesem Jahr bei BACON & RAVEN anfangen. Der sucht deutsche Arbeiter. Er sagt, die verstünden sich am besten auf Resonanzböden.«

»Warum machst du es nicht wie Big Buffalo? Der geht einfach durch die Rookerys und sammelt Wohngeld ein. Wer nicht zahlt, bekommt eins in die Schnauze.«

»Albert! Wie redest du?«

»Aber es ist so! In der Schenke von Whiskey Ward sagen sie es. Er hat mich gefragt, ob ich mir ein paar Cents verdienen will.«

»Wer? Dieser Halunke mit dem komischen Namen?«

»Ja. Er sagte: ›Hey du, lungere mal ein wenig vor dessen Fenster herum und horche, was die so reden. Wenn du mir alles haargenau erzählst, bekommst du das da.««

Und Albert hielt eine Zehn-Cent-Münze in die Höhe.

»Teufel noch mal, du bist Helfershelfer eines Ganoven? Nein, Albert, das leide ich nicht.«

Heinrich Steinweg schlug auf den Tisch.

»Aber Vater, das füllt unseren Spartopf.«

»Dann geh lieber zur Schuhputzer-Brigade«, warf William ein.

»Schuhputzer werden hundsmiserabel bezahlt. So gut wie gar nicht. Manchmal nur mit einem Arschtritt.«

»Albert, ich verbiete dir, so zu sprechen.« Juliannes Gesicht glühte. »Du machst weder das eine noch das andere, Albert. Mieteintreiber sind Banditen, die du meiden musst, hast du verstanden? Diese Kerle bereichern sich an den ärmsten Auswanderern, die fast nichts zu beißen haben.«

Wieder schlug Heinrich Engelhard mit der Faust auf den Tisch.

»Heinrich!«, rügte Julianne nun auch ihren Mann.

»Ich habe gesehen, wie diese armen Menschen wohnen«, meldete sich Karl zu Wort. »In riesigen Holzblöcken, teilweise ohne Fenster. Und diese Haderlumpen saugen ihnen das Letzte raus. Pfui Teufel!«

Heinrich wollte ausspucken, aber Julianne schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und schrie: »Nun ist es aber genug, verdammt noch mal.« Dann holte sie Luft und fügte an: »Vergesst nicht, zu essen. Es wird kalt.«

»Mit solchen Leuten wollen wir nichts zu tun haben. Und geh nie mehr in diese Whisky Ward. Dort reiht sich eine Schenke an die nächste. Da können sich nur Spitzbuben herumtreiben. Habt ihr alle verstanden?«

»Ja, haben wir.«

Zum wiederholten Mal forderte Julianne sie mit funkelnden Augen zum Weiteressen auf. Sie selbst machte sich mit Heißhunger über den Braten und die leckere Soße her.

Weiterlesen?
»Steinway Story«
gibt es komplett überall
im Buchhandel oder
direkt vom Verlag